

## Einführung

Hegel hat am Ende der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner *Wissenschaft der Logik* den Zweifel geäußert, „ob der laute Lärm des Tages und die betäubende Geschwätzigkeit [...] noch Raum für die Teilnahme an der leidenschaftslosen Stille der nur denkenden Erkenntnis offen lasse“. Der Zweifel könnte heute vielleicht ein noch tiefergehender und darum beunruhigenderer sein. Unter anderem – z.B. durch das Entstehen der die Beziehungen der Menschen zueinander radikal verändernden Neuen Medien – haben die Verhältnisse seit Hegels Zeiten auch dadurch einen qualitativ anderen Charakter bekommen, daß sie in unseren westlichen Ländern zu von den Menschen jeweils selbst mitzubestimmenden, demokratischen geworden sind. Zum „lauten Lärm des Tages“ gehören insofern auch die politischen, unser weltweites Zusammenleben betreffenden Probleme.

Ein Blick auf die Gegenwart bezeugt unmittelbar, daß diese eines im wörtlichen Sinne radikalen Neubedenkens und Neuordnens bedarf, die nicht als bloße „Geschwätzigkeit“ und Eitelkeit abzutun wären. Wie steht es also mit der „Teilnahme an der leidenschaftslosen Stille der nur denkenden Erkenntnis“? Bedeutete diese den Rückzug auf einen verantwortungsfernen Elfenbeinturm? Gibt es nicht drängendere Fragen als die nach der im Folgenden zu befragenden „Besonderheit von Einzelnen“? Etwa nach den mannigfaltigen ethischen Fragen, die von den gegenwärtig bestehenden Kriegen aufgeworfen werden, z.B. nach dem Recht der Individuen und Staaten auf

bedingungslose Selbstverteidigung oder auf der anderen Seite nach der Pflicht des unbedingten Beistands? Oder nach einer gerechten Verteilung der Güter auf der Erde? Oder danach, welche Rolle die Klimaprobleme im Rahmen der die Menschheit betreffenden Gegenwartskrisen spielen? Es gibt heute eine Vielzahl von Philosophen, die ihre „zeitgemäßen“ Untersuchungen diesen und ähnlichen Grundfragen unserer gegenwärtigen Verhältnisse widmen und damit implizit den Anspruch erheben, über die „nur denkende Erkenntnis“ hinauszugehen.

Und doch: Ich denke, daß uns all jene berechtigten Problemstellungen zurückführen müssen auf eine umfassende Grundfrage, nämlich die nach der Weise, wie wir als Menschen grundsätzlich auf oder *in der Welt sind* und d.h. letztlich *sein wollen*. Erst wenn wir uns darüber klar geworden sind, können wir uns auf die Veränderungen einlassen, deren ein gewandeltes „menschlicheres“ In-der-Welt-Sein bedarf. Die Frage nach unserem Verhältnis zur Welt stellt uns heute, so scheint mir, vor die entscheidende Alternative, ob wir einer zu begreifenden und zu bearbeitenden, also zu beherrschenden Welt der Geschehnisse und Dinge gegenüberstehen oder ob wir uns als Teile und Mitspieler eines Weltganzen verstehen, in das wir uns einfühlen und mit dem wir mitgehen.

Angesichts der Situation, in die uns – jeden einzelnen Menschen bis hin zur Erde insgesamt – die Prinzipien der Herrschaft und Ausbeutung, der Ausrichtung auf Macht und Profit gebracht haben, handelt es sich im Grunde nicht mehr um eine Alternative. Ich denke, es ist evident, daß die Menschen lernen müssen, die Rolle des selbstherrlichen Subjekts gegenüber einer zum bloßen Objekt degradierten Wirklichkeit aufzugeben. Wir müssen lernen, uns in eine Welt des Gemeinschaftlichen, der

aufeinander bezogenen, zueinander Sprechenden und aufeinander Hörenden zurückzustellen.

Wie sind wir in der Welt? Wie begegnen uns die Dinge und Begebenheiten der Welt? Ich gehe davon aus, daß *ein* Moment hiervon die Erfahrung des Begegnenden *als eines besonderen Einzelnen* ist. Seit über hundert Jahren haben sich philosophische Reflexionen kritisch darum bemüht aufzuzeigen, daß das Begegnende *nicht* den Charakter eines für sich allein bestehenden Individuums hat und daß es nicht das bloße Exemplar einer begrifflich repräsentierbaren Allgemeinheit ist. Daß es vielmehr stets in Beziehungen und Konstellationen mit anderem steht und begegnet.

Jedoch heißt das nicht, daß das Einzelne nicht *auch* ein je Besonderes, für sich Bestehendes wäre, dann nämlich, wenn es einem wahrnehmenden, erfahrenden Blick als ein solches begegnet. Dieser kann Besonderes fokussieren, sich um Einzelnes kümmern und bekümmern, er kann sich auf ein Bestimmtes aus einer unbestimmten Vielzahl richten. Er läßt sich dann jeweils auf eine enge oder lockere Kommunikation mit dem ihm gegenüber Anderen ein. Der Wahrnehmende begibt sich in einen Austausch mit jenem, läßt sich von ihm etwas sagen oder zeigen, zwischen ihnen entsteht eine Relation des gegenseitigen Gebens und Nehmens.

An die menschliche Kommunikation mit Besonderem will ich in diesem Buch am Beispiel von einigen sehr unterschiedlichen Einzelnen erinnern: eine kleine Wolke, ein Baum, ein Stern, überhaupt durch die Sinne Wahrnehmbares wie z.B. einzeln Hörbares in der Nacht, die spezifische Besonderheit des Ich, Vögel, das Besondere in japanischen Haiku oder die Besonderheit im gewöhnlichen Alltag.

Also etwa die Wolke: Zufällig war da, ungeheuer oben am Sommerhimmel, eine kleine, weiße Wolke. Sowohl in der Wirklichkeit wie im Gedicht von Brecht „bedeutet“ es nichts Besonderes, daß sie da war und daß es eine Wolke war. Brecht hat mit wunderbarer Leichtigkeit aufgezeichnet, wie er an einem Tag im „blauen Mond September“ eine bleiche junge Liebe im Arm hielt bzw. wie er sich Jahre später erinnert, dabei eine kleine Wolke am Himmel gesehen zu haben. Die Wolke gehört als diese besondere unaufhebbar in das Bild und erscheint dort doch ganz zufällig, – ein Spiel des Zufalls, des Zufallens, ein Beiherspielen.

\*

Die „partizipatorische Erfahrung“ zwischen dem Menschen und dem ihm begegnenden Besonderen, den (zum Teil) instinktiven Austausch zwischen beiden, hat man auch als ein Phänomen der *Magie* bezeichnet. Das Verständnis des menschlichen Umgangs mit den ihn umgebenden Dingen als Magie steht allerdings in der Gefahr, Assoziationen und Implikationen festzuschreiben, die der offenen Situation widersprechen. Es werden Dimensionen des Religiösen, Übernatürlichen, eben Magischen angesprochen, die über das Sich-ansprechen-Lassen durch ein jeweiliges Besonderes, um das es mir zu tun ist, hinausgehen.

Wie der Hinweis auf das Magische wäre auch der auf das „Romantische“, Idealisierende, in diesem Sinne „Subjektive“ irreführend. Die Problematik der Begegnung zwischen menschlichem Wahrnehmen und besonderem Einzelnen steht sachlich *vor* der für die abendländische Tradition führend gewordenen Trennung zwischen Geistigem und Sinnlichem, damit zwischen Begrifflichem

und Empirischem und so dann auch zwischen scheinbar „Objektivem“ und scheinbar „Subjektivem“. Zwar gehört zu dem Hören und Sicheinlassen auf das Andere, je anders Begegnende maßgebend das, was wir im Deutschen mit dem viele Nuancen umfassenden – und darum schwer in andere Sprachen zu übersetzenden – Wort *Sinnlichkeit* bezeichnen. Aber dieses Sinnliche ist eben nicht das abgetrennte, den Menschen auf eine überschwängliche, irrationale Seite reduzierende Sichverlieren in den oder das Andere, sondern es bedeutet eine durchaus nüchterne Interaktion.

Wie Kommunikation mit dem je unterschiedlichen, besonderen Einzelnen möglich ist und was das genau heißt, ist ein Geheimnis, dem wir uns nur annähern, das wir aber nicht zur Gänze lösen können. Eine Schwierigkeit besteht darin, daß wir geneigt sind, dem „Gegenüber“, dem Anderen, uns Begegnenden in dieser Begegnung entweder zu viel oder zu wenig an Eigenheit zuzusprechen. Wenn wir von ihm sagen, daß es zu uns spricht, uns antwortet oder auch Fragen an uns stellt, müßte es dann nicht so etwas wie eine Art Bewußtsein, sogar einen eigenen Willen haben? Was wäre diese Eigenheit oder wenigstens die Option, von sich aus etwas auszudrücken, also auf irgendeine Art zu uns zu „sprechen“? Können die Dinge das auch ohne unser Zutun? Spricht eine beliebige, nie von einem Menschen gesehene Blume, eine beliebige, nicht wahrgenommene Wolke, ein beliebiger Stern im Weltall auf eine je eigene Weise? Und zu wem? Zur „Welt“? Oder bleiben sie notwendig stumm? Das kann ich letztlich nicht beantworten.

Die Dinge, die uns begegnen, könnten rein theoretisch entweder ihr je eigenes Schicksal haben, unabhängig von dem, der sie erfährt. Oder sie könnten umgekehrt ohne den sie Wahrnehmenden gar nichts, nämlich nichts

irgendwie Bedeutsames sein, sie wären vielmehr ganz und gar Beliebtes, sogar letztlich Nichtiges, jedenfalls nichts So- oder So-Seiendes. Ihr „Schicksal“ hätten sie allein durch ihr Wahrgenommen- bzw. Behandeltwerden. Ein Stein am Wegesrand, eine kleine Muschel unter unendlich vielen anderen am Strand, das „Mücklein“, das „in der hellen Sonnenglut“ spielt, – haben sie etwas mit dem vorübergehenden Menschen zu tun? Oder gäbe es auch diese Möglichkeit nur, wenn jener weiß, daß es so etwas wie Steine, Muscheln, Mücken gibt, daß und wie sie jeweils da sind?

Ich denke, daß wir von einem menschlichen „Zutun“ ausgehen müssen. Die „bloße Subjektivität“, wie sie teilweise in der abendländischen Tradition, da, wo es darum ging, die reine Objektivität der Gegenstände zu überwinden, angenommen wurde, überzeugt jedenfalls nicht mehr – u.a. darum, weil sie unserer Erfahrung widerspricht. Wir sollten vielmehr ein „Zwischen“ anerkennen, das zugleich ein „Miteinander“ ist, an dem wir *und* die Dinge unserer Welt teilhaben. Der Blick auf eine vertraute Landschaft zeigt uns nicht nur ein Konglomerat von geographischen Tatsachen, sondern eine Konstellation von einzelnen, für uns je auch für sich bedeutsamen – und d.h. uns „ansprechenden“ – Dingen: den Kirchturm der kleinen Backsteinkirche, die Wiesen mit ihren schwarzen Kühen, das Gelb der kürzlich gemähten Felder, der durch den Weinberg aufwärts führende Weg, der dem Gehenden mühsame Anstrengung abverlangt.

Die Bedeutung einer Mit-Ermöglichung durch den Menschen wird einsichtiger, wenn wir statt der Naturbeispiele Menschengemachtes, im weiten Sinne Technisches wählen: Eine Tüte Reis im Supermarkt-Regal, eines der Millionen Fahrzeuge, die Volkswagen jedes Jahr rund um den Globus produziert, eines der unzähligen Smart-

phones, die z.Z. weltweit im Gebrauch sind, – jeweils „Exemplare“, die kaum allein wegen einer jeweiligen individuellen Eigenheit der Einzeldinge relevant zu nennen sind. Sie alle sind irgendwie „durch den Menschen“, sind für seine Bedürfnisse hergestellt, bemessen sich in ihrem Wert durch den Gebrauch, den Menschen von ihnen als Besonderen machen und den sie auf dem Markt gewinnen.

Sie können jeweils eine besondere Bedeutsamkeit für einen Menschen gewinnen, jene Bedeutsamkeit, die Rilke zeit seines Schaffens – vom *Malte Laurids Brigge* bis zu den *Duineser Elegien* – besungen hat (obgleich er meine Beispiele abgelehnt hätte). Damit sie zum Leben erwacht, bedarf es einer Reihe von unterschiedlichen Umständen, eine bestimmte Situation der Konstellation von Ding und Mensch muß gegeben sein. Der Reis muß zunächst überhaupt angebaut, geerntet und für den Verkauf verfügbar gemacht werden. Und es muß da jemand sein, der expliziten Bedarf an Reis hat und die finanzielle Möglichkeit, ihn zu befriedigen. Der Reisgenuß kann dann ein durchaus besonderes Ereignis sein. Vielleicht weil eine Lebensmittelknappheit herrscht, weil jemand aus gesundheitlichen Gründen lange keinen Reis mehr essen durfte oder weil er mit jemand zusammenlebte, der Reis verabscheute. Wie dem auch sei, – wie auf der einen Seite eine Option der Befriedigung eines Bedürfnisses besteht, so gibt es auf der anderen Seite eine ausdrückliche Empfänglichkeit dafür. Dadurch ergibt sich ein Raum des Aufeinandertreffens oder Zueinanderkommens, in dem die Reiskörner ihre Köstlichkeit entfalten, der Essende seinen Genuß gerade dieser Speise hier und jetzt voll auskosten kann. Alle anderen Reisgerichte auf der Welt – wie etwa auch auf dem Teller des beliebigen

Tischnachbarn – bleiben in dieser Situation nichtssagend und bedeutungslos.

\*

In diesem Buch will ich Beispiele der Begegnung und Erfahrung von Einzelem (oder auch mehreren aufeinander bezogenen Einzelnen) aufzeigen und diese in ihrem jeweiligen Ein-Besonderes-Sein nachzeichnen. Ich verstehe das nicht als Kritik an der Besinnung auf Konstellation, Welthaftigkeit und Beziehungshaftigkeit, vielmehr als deren Vervollständigung oder auch Weiterführung. Auch wenn wir etwas in seiner Verflochtenheit und Vernetzung mit anderem wahrnehmen, genauer, wenn wir es überhaupt nur als Verflochtenes und Vernetztes wahrnehmen können, wenn es also Einzelwahrnehmung im strengen Sinne gar nicht – oder nur in künstlicher bewußter Abstraktion – gibt, *kann* uns doch das Einzelne als ein Besonderes, sich von anderem Abhebendes, ja zuweilen sogar als ein Isoliertes begegnen.

Das Besondere ist ein Einzelnes aus einer Mehrzahl bzw. Allgemeinheit von Gleichartigem. Es kann aber auch in dem Sinne besonders sein, daß es z.B. darum auffällt, weil es sich in spezifischer Weise von anderem seiner Art unterscheidet. Es kann bunter, schönklingender, größer als anderes – also ein *Besonderes* sein. Immer handelt es sich dann auch um *etwas Besonderes* in dem hier vor allem gemeinten Sinn. Beide Weisen von „besonders“ widersprechen sich nicht, sondern ergänzen sich eher. Im Folgenden lassen sie sich oftmals kaum unterscheiden.

Das besondere Einzelne begegnet uns als Besonderes, wenn wir für seine Besonderheit offen sind. Diese Offenheit kann von sehr verschiedener Art sein und die Begeg-



nung einen je unterschiedlichen Charakter haben. Auch wenn das traditionelle abendländische Denken seinen Gegenstand gewöhnlich gerade keinen einzelnen sein ließ – weil sie ihn nur als ein Exemplar einer übergeordneten *species* begriffen hat, für die er Beispielcharakter haben kann –, hat es dabei in gewissen Fällen doch auch ein, wenn auch nicht näher als solches reflektiertes Verstehen eines besonderen Einzelnen gegeben, z.B. und vor allem in der Gotteserfahrung. Das will ich hier nicht weiter verfolgen. Mir geht es um jene Erfahrung des besonderen Einzelnen, für die es in der metaphysischen Welterkenntnis streng genommen keinen Raum und keine Offenheit gab.

\*

Die kleine Wolke ist nichts Besonderes, sie ist ganz unscheinbar, zufällig taucht sie am Septemberhimmel auf und vergeht wieder. Gleichwohl hat sich dieses Flüchtige, fast Nichtige als ein Besonderes in das Gedächtnis eingeschrieben.

An den Vögeln läßt sich gut ablesen, daß das Einzelne und Besondere auch in einer Mehrzahl gesehen werden kann. Der Blick auf einen Schwarm von Staren ist als solcher keine allgemeine Erfahrung, sondern das Erlebnis eines Besonderen.

Ein Haiku evoziert oftmals ein Besonderes. Aber es isoliert dieses nicht für sich, sondern es stellt es zurück in einen situativen, u.a. jahreszeitlichen Zusammenhang. Ein Weltaugenblick scheint auf – und ist doch nichts Besonderes.

Unser je eigenes Ich ist uns das Besondere schlechthin, unaufhebbar, solange wir sind. In unserer Sterblichkeit

sind wir uns zugleich seiner radikalen Dieshaftigkeit und Gewißheit wie seiner Angrenzung an das Nichts bewußt.

Trotz der scheinbaren Unendlichkeit der Sterne können besondere unter ihnen eine eigene Bedeutung gewinnen. Hier zeigt sich deutlich die Doppeldeutigkeit des Wortes „besonderes“. Der besondere Stern hebt sich ab, weil er *besonders* ist und eben darum eine besondere Bedeutung für uns hat.

Das Besondere ist häufig auch ein Besonderes in dem Sinne, daß es sich qualitativ von anderem unterscheidet, oft über dieses hinausragt, auch wenn es nichts Besonderes ist, daß es Besonderes gibt.

Der als besonderer wahrgenommene Baum läßt sich in seiner Eigenheit erfahren, auch wenn diese eigentlich nichts Besonderes sein muß. Oftmals erscheint er als einsamer, eben weil er sich in seiner Abgegrenztheit von seiner Umgebung allein als sich selbst herausstellt.

Meistens denken wir an Substantielles, wenn wir von Besonderem sprechen. Und doch erfahren wir ebenso Eigenschaften, Situationen, Geschehnisse als besondere, sinnlich wahrnehmbare, z. B. besondere Düfte, besondere Geräusche.

So können wir auch einzelne Strukturen als besondere Ausschnitte aus einer größeren Gesamtheit heraussehen, wofür ich eine Reihe als Beispiele ausgewählt habe.